

Der Magier aus Arbon

Autor(en): **Herdi, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **43 (1968)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER MAGIER AUS ARBON

In Arbon lebte vor Zeiten Ludwig Oberreit, kaufmännischer Angestellter und leidenschaftlicher Anhänger der Mystik. Ihm ward anfangs Dezember 1725 ein Sprößling geboren, den er auf den Namen Jakob Hermann taufte. Einige Jahre darauf siedelte die Familie nach ihrer ursprünglichen Heimat Lindau über, wo Ludwig fortan die städtische Buchhaltung besorgte. Der Junge sog theosophische Weisheit sozusagen mit der Muttermilch ein, entwickelte sich früh zu einer unersättlichen Leseratte und erwarb dabei eine Masse ungeordneten Wissens. Das Theologiestudium, das ihn lockte, lehnte der Vater ab, weil er als Außenseiter mit der Lutherkirche zerfallen war. Eher kam die Heilkunst in Frage, die mancher unter den Vorfahren schon ausgeübt hatte. So ging denn Jakob Hermann zu einem Arboner Wundarzt, einem Mittelding zwischen Akademiker und Bader, in die Lehre, trieb daneben ernsthafte Sprachstudien und sah sich nach dem Lehrabschluß auf längerer Wanderschaft in den verschiedensten Städten Deutschlands um. Da Lindau dringend einen Chirurgus und Entbindungsfachmann brauchte, bewilligte die Stadt ein Stipendium, das dem jungen Mitbürger erlaubte, zunächst ein Jahr in Halle, dann weitere drei Jahre in Berlin die Universität zu besuchen. Nicht daß er sich nun hier auf das verlangte Fachwissen beschränkt hätte: Außer Chemie taten es ihm namentlich Philosophie und die altdeutsche Heldendichtung an. Eigene Verse, von denen er seiner Lebtag nicht lassen konnte, mißlingen gewöhnlich aus Mangel an künstlerischer Gestaltungskraft. Die literarischen Liebhabereien führten schon von Berlin aus zu einem regen Briefwechsel mit Johann Jakob Bodmer in Zürich und, durch dessen Vermittlung, mit dem Biberacher Dichter Christoph Martin Wieland. Nach Lindau zurückgerufen, trat Obereit, der sich im Gegensatz zu der übrigen Sippe mit einfachem «r» schrieb, als «Operateur und Medicinae Practicus» in städtische Dienste und hielt zweieinhalb Jahrzehnte

durch, obwohl die Hebammen nur ungern nach seiner Pfeife tanzten. Neben der Berufsarbeit kamen die sonstigen Interessen, zumal die Bemühungen um die alte «schwäbische Poesie», nicht zu kurz. Von besonderer Bedeutung wurde ein Ausflug auf das vorarlbergische Schloß Hohenems, wo er 1755 die älteste vollständige Nibelungenhandschrift (C) entdeckte, die später zur Sammlung des Freiherrn von Laßberg in Eppishausen bei Erlen gehörte und jetzt in Donaueschingen liegt. Merkwürdigerweise mußte dieser Sachverhalt aus Bodmers Nachlaß erschlossen werden, da der Zürcher Kritiker dem Lindauer Chirurgus die Ehre nicht antat, ihn öffentlich als Finder der Handschrift vorzustellen. Übrigens hatten Obereits Briefpartner nichts zu lachen. Sie wurden mit endlosen, krausen Betrachtungen bombardiert, und wer ihm etwa in die Hände lief, mußte darauf gefaßt sein, daß er Manuskripte aus den Taschen zog und zu dozieren anfing. Auch verzehrten die ewigen alchemistischen Pröbeleien einen schönen Teil seines Einkommens. Immerhin hatte solch unheimliche Betriebsamkeit wenigstens den äußeren Erfolg, daß ihn die Bayrische Akademie der Wissenschaften «wegen seiner sehr gelehrten und gewandten Untersuchungen auf dem Gebiete der Chemie» zum Mitglied ernannte und ihm überdies Wieland kraft seiner eigenen hohen Stellung in einer freien Reichsstadt das Recht verschaffte, den philosophischen Dokortitel zu führen. Im Jahre 1776 heiratete er nach langer Wartezeit die von ihm vergötterte Handwerkerstochter «Psyche Empyrea», der er, namentlich im Gedankenaustausch mit dem Prediger Johann Kaspar Lavater in Zürich, geheimnisvolle Gebetskräfte nachsagte. Sie starb wenige Wochen darauf an Schwindsucht, und da auch Vater Oberreit, für den er zuletzt gesorgt hatte, das Zeitliche segnete, begab sich der vereinsamte Sohn wieder in die Schweiz, die er bei jeder Gelegenheit mit Nachdruck als sein eigentliches Vaterland bezeichnete. Zu-



D. J. H. Obereits

nächst fand er Aufnahme bei einem Winterthurer Apotheker, in dessen Laboratorium er nach Herzenslust experimentieren durfte. Zwischenhinein folgten zwei Gastspiele in Bern und schließlich ein ungestörtes Jahr in der Limmatstadt bei Lavaters Bruder, Arzt und Chemiker, der ihm ebenfalls seine Retorten zur Verfügung stellte. Denn die Hoffnung, Metalle zu veredeln und den Stein der Weisen aufzuspüren, ließ ihm nach wie vor keine Ruhe. Obereits Wunsch, Vorträge zu halten oder sich als Hauslehrer zu betätigen, gingen selten und dann jeweils für sehr kurze Zeit in Erfüllung. Während er in Lindau bloß zwei kleinere Facharbeiten veröffentlicht hatte, warf er sich jetzt um so hartnäckiger auf die Schriftstellerei und verfaßte im Lauf der kommenden Jahre eine

Menge Zeitschriftenaufsätze und eine ansehnliche Reihe zum Teil umfangreicher und schwülstig betitelter Bücher.

Seit 1781 lebte unser Magier im Ausland, vorerst bei Bruder Ludwig, der in Dresden als Mathematiker und Finanzfachmann bedeutendes Ansehen genoß. Während eines Abstechers nach Hannover geschah etwas Seltsames. Dort wohnte nämlich der aus dem Aargau stammende Doktor Johann Georg Zimmermann, königlich großbritannischer Hofrat und Leibarzt, Ritter hoher Orden und Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften, Verfasser vielgelesener philosophischer und medizinischer Abhandlungen, dazu ein Mann von unbändigem Temperament, eine, wie sich der heutige Nervenarzt ausdrückt, «depressiv und autistisch veranlagte Persönlichkeit», die eben deshalb mit Freunden und Bekannten auseinandergeriet. «Bis zur Wut ungeduldig», urteilt Goethe, «schlug er auf alles los, was er für nicht recht erkannte und hielt.» Am 5. August 1782, erzählt Zimmermann selber, habe er bei einem Goldschmied etwas kaufen wollen, als plötzlich eine «wundersame Figur» den Laden betrat, «in einem langen blauen Überrock, in gelben Pantoffeln und einer kleinen, runden, schwarzen, wollenen Parucke». Die Gestalt sah aus «wie ein Betteljude», aber «einen äußerst ungewöhnlichen Menschen verrieten mir auf den ersten Blick seine freye und erhabene Stirne, sein ehrliches Gesicht, seine hellen, kecken, schönen und doch zuweilen verschobenen Augen, sein freundlicher Mund». Es war Obereit. Nun hatte Zimmermann vor Jahren, erstmals noch als Stadtphysikus zu Brugg, zwei Betrachtungen über die Einsamkeit herausgegeben, die als Vorläufer eines größeren Werkes gedacht waren und besonders mit Einsiedlern und Klosterleuten scharf ins Gericht gingen. Beide Male geriet Obereit in Harnisch, setzte sich für die also Gebrandmarkten in Gegenschriften zur Wehr und faßte schließlich während des Zürcher Aufenthaltes seine Ansicht in dem Buch über «Die Ein-

samkeit der Weltüberwinder» zusammen, worin die Einzelgänger als innerlich starke Naturen gekennzeichnet und die Aufklärungsphilosophen abgekanzelt werden, weil sie sich in Bereiche vordrängten, die der Vernunft entzogen seien. Es waren zwei Welten, die da aufeinanderprallten. Zimmermann benützte die Gelegenheit, den Vogel ins Garn zu bekommen, lud ihn mehrmals bei sich zu einem «Schweizerabend» ein, machte ihn beim Glas gesprächig und entlockte ihm alle Einzelheiten über Vorleben und Weltanschauung. Und in der Folge warf er dann das Hauptwerk «Über die Einsamkeit» auf den Markt, bedachte darin das ahnungslose Opfer auf Schritt und Tritt mit Kosenamen wie Feuerphilosoph, Kaminheld, heiliger Windbeutel, Apostel und Lichtgeist, um zu guter Letzt ein ganzes biographisches Kapitel – das achte – einzufügen, welches, abgesehen von ein paar Komplimenten, von höhnischen Ungezogenheiten strotzt.

Obereit, der Zimmermanns Entgleisung nur noch mit einer kleinen Flugschrift quittierte, hatte sein Standquartier bei einem Gutsbesitzer in der Lausitz aufgeschlagen. Er reiste viel umher, nach Dresden, Leipzig, auch wohl nach Weimar, mit dessen Größen er bereits Briefe austauschte. «Zu Tische kommt der Magus», schreibt Goethe eines Tages an Charlotte von Stein, oder er verspricht, den Gast zu ihr mitzubringen, damit ihn dort die regierende Herzogin wie von ungefähr besichtigen könne. Diese Wanderlust erweckte bei einigen Leuten sogar den Verdacht, unser Arboner sei ein Jesuitensending; doch dies traf natürlich nicht zu. Wohl aber dehnte er seine Beziehungen zu Gesinnungsfreunden immer weiter aus und brachte es allmählich fertig, daß sich die mystisch-theosophischen Kreise Deutschlands, die dem wachsenden Unglauben der «Aufgeklärten» entgegenwirkten, mit denen der alemannischen und ebenso der welschen Schweiz zu einer geschlossenen Bruderschaft zusammenfanden, ohne Ansehen der

Konfession. Im Sommer 1784 bewog ihn Wieland, der jetzt als Prinzenenerzieher und Hofrat in Weimar lebte, in seinem Haus Wohnung zu nehmen. Der Dichter des «Oberon» empfand für den ruhelosen Grübler halb Mitleid, halb Bewunderung. Im Streit um die «Einsamkeit» suchte er zu vermitteln, wagte die Ausfälle Zimmermanns in die Schranken zu weisen und lenkte damit dessen Zorn auch auf sich selber. Freilich pflegte er die Freundschaft mit Obereit nicht ohne Vorbehalte. «Er hat mich schon Jahre lang mit seinen Disputen und Correctionen übel geplaget», gesteht er einmal, nennt ihn etwa «Meister der Hermetisch-Zoroastrisch-Pythagorisch-Platonisch-Cabalistisch- und Rosenkreuzerischen Weisheit» und gibt folgende Schilderung: «In der That, er kann mehr Künste, als sich in einem Athem enumerieren lassen; da aber keine einzige darunter ist, wovon große Herren und Damen heutiges Tages Gebrauch machen könnten, sondern bei ihm Alles nur auf Verbesserung des inneren Menschen, Eröffnung des Grundes und der Wiederkehr zum ersten Ursprung etc. abgesehen, so haben ihn unsere Altessen zwar wie ein Wunderthier von vorn und hinten besehen und sondiert, aber auch gleich wieder fahren lassen, sobald sie gemerkt, daß er weder Spaß noch Gold machen kann. Dessen ungeachtet hab' ich den sonderbaren Menschen seit 28 Jahren immer lieb gehabt.» Nicht übel verträgt sich damit das Bild, welches die Kurländerin Sophie Becker in ihren Erinnerungen an eine Deutschlandreise entwirft. Sie war Obereit in Weimar begegnet. «Ein kleines Männchen», lesen wir da, «mit einem guthmütigen, sehr freundlichen Gesichte, dessen vielsagende Mienen ein höheres Wissen von geheimnisvollen Dingen zu bezeichnen scheinen. Ich suchte mich viel mit ihm zu unterreden, und es gelang mir, folgendes Stück seines Systems über die Welt aus dem Chaos seiner Rede zu entziffern ... Je mehr sich der Geist, sprach er, vom Körper ab in sich selbst zurückzieht, desto stärker wird

seine Kraft.» Nach halbjährigem Aufenthalt bei Wieland bezog er eine Dachkammer in Jena, folgte alsdann einem Ruf des Herzogs von Meiningen und wurde dessen «Hof- und Cabinetsphilosoph». Wenngleich trotz seiner «Schweizerey» recht wohl gelitten und auch hier eifrig besucht und bestaunt «wie eine Seltsamkeit aus Afrika», gab er den Posten fünf Jahre später auf und verkroch sich wieder in das Dachstübchen zu Jena.

Den Rest seines Daseins verbrachte er damit, in die gewaltige Umwälzung philosophischen Denkens, die sich eben damals vollzog, auf seine Weise einzugreifen und die vom Vater übernommenen Glaubenssätze so gut als möglich durch wissenschaftliche Erkenntnis zu unterbauen. Vor allem kämpfte er in mehreren Schriften gegen das «Kantische Zerstörungs-Reich aller Metaphysik»; am Ende beugte er sich aber doch dem Riesen und widerrief offen. Im Streit um Fichte, dessen eifriger Hörer er war, wird er als eine Art Wahrzeichen von Jena ebenfalls öfters erwähnt. Die bescheidene Pension, die ihm der Herzog von Meiningen gewährte, reichte nicht weit, so daß Obereit auf Mildtätigkeit angewiesen war und die Spitzen der Gesellschaft sich verpflichtet fühlten, ihn über Wasser zu halten. Der Briefwechsel Goethe–Schiller–Obereit redet eine deutliche Sprache. Im Dezember 1794 erhält der Olympier vom Magus den Alarmruf: «Ein hilfloser einsamer Alter ist hilflos, unwert und elend, fast erfrierend in einer kalten Kammer des Nachts. Kopf und Herz sind noch frisch, aber Arme und Beine mehr zur Beschwerde als zur Hülfe. Wie auf einsamem Weg in der armen Geisterheit muß ich Nothschuß thun: Um Gottes und aller Himmel willen zu Hülfe!» Worauf der Empfänger zu Weihnacht an Schiller berichtet: «Wegen des alten Oberreits schreibe ich Ihnen heute noch ein Wort. Er scheint in großen Nöthen zu sein; ich habe zwanzig Rthlr für ihn, die ich Ihnen Sonnabend schicke. Wollen Sie ihm wohl indeß etwas reichen und überhaupt das Geld

bei sich behalten und ihm nach und nach etwas geben, denn er wird nie mit diesem Werkzeuge umzugehen lernen.» Oder, bald nachher: «Ich will sehen, daß ich dem armen alten Mann etwas von unseren Herrschaften herausbettle.» Schiller zeigte volles Verständnis und schlug vor, einen Teil der Spende auf Obereits Bekleidung zu verwenden, weil er dadurch die Möglichkeit erhalte, fremde Tische zu besuchen. Zwischenhinein mühte sich der Geplagte eine Zeitlang mit der Erziehung seiner Dresdener Neffen ab, ohne viel zu erreichen. Während der allerletzten Jahre hauste er weiter hinter dem Dachfenster zu Jena, trotz schwerer Gicht und sonstigen Leiden aufgeräumt und schaffensfreudig. Professor Fichte und dessen Gattin, Johanna Rahn aus Zürich, nahmen sich seiner in rührender Weise an, und als ihn 1798 der Tod erlöst hatte, widmete ihm Frau Johanna einen schönen Nachruf. «Ich rede sehr gerne», heißt es darin, «von diesem Guten, Redlichen; denn wir liebten ihn wegen seiner geprüften Rechtschaffenheit herzlich.»

Wer Obereits Gedankengängen folgen oder sie gar in ein «System» bringen möchte, hat es nicht leicht. In seinen fünfundzwanzig Büchern und Büchlein schlägt er recht verworrene Pfade ein, wobei das Gestrüpp der Einzelkenntnisse und Sondereinfälle den Kern der Darstellung zu ersticken droht. Außerdem beherrscht er die von ihm bevorzugte Form des Sokratischen Gesprächs nur mangelhaft und hantiert vielfach mit einem rätselvollen Wörterbuch, das uralten mystischen Gepflogenheiten entstammt. Wesentlich bleibt, daß er gegen einseitige, allzu platte Vernünftelei tapfer Front macht und dem Menschen, der nicht bloß der «Naturwelt», sondern auch der «Moralwelt» angehöre, das Recht vorbehält, durch *innere* Erfahrung und gläubiges Erleben zum Urgrund alles Seins vorzudringen. Wenn ihm in den letztvergangenen Jahrzehnten eine Renaissance zuteil geworden ist, so verdient er

das vor allem als unerbittlicher Wahrheitssucher, aber doch wohl auch schon deshalb, weil er, eine seltene Mischung von Einzelgänger und Weltkind, sich wie ein Verbindungsmann zwischen hervorragenden Persönlichkeiten bewegt, die das geistige Antlitz ihres Zeitalters geprägt haben.